

Nr. 147. Bromberg, den 1. Juli 1932.

Das Mangobaumwunder

Eine unglaubwürdige Geschichte von Leo Perutz und Paul Frank

Eine späte Visite.

Doktor phil. und med. Kircheisen, der bekannte Toxikologe, war an jenem Abende gerade im Begriffe, eine seit langem geplante Erholungsreise anzutreten. Er befand sich in der nervös-erregten Stimmung eines Menschen, der, an sein ruhiges und bequemes Schlafzimmer gewöhnt, sich nunmehr mit dem Gedanken vertraut machen muß, die Nacht im Eisenbahnwagen zu verbringen.

Zum sechstenmal sah er auf die Uhr — es war immer noch erst dreiviertel sieben. So begann er von neuem der Reihe nach an sämtlichen Laden seines Schreibtisches zu rütteln. Alles war richtig verschlossen. Er durchsuchte die Rocktasche, in der er die Eisenbahnfahrkarte für das Lloydbillett verwahrt hielt; beide befanden sich noch immer auf ihrem alten Platze. Er holte seine Brieftasche hervor und unterzog die einzelnen Fächer einer strengen Untersuchung: es war alles am richtigen Ort.

„Soll ich die weißen Schuhe auch einpacken?" rief die Haushälterin aus dem Nebenzimmer.

„Selbstverständlich, Bettina!" antwortete Dr. Kircheisen und ging in sein Schlafzimmer. „Die weißen Schuhe zu allererst! Es geht doch in den warmen Sonnenschein. Ich beneide wirklich niemanden um den scheußlichen Oktoberwind, der jetzt durch die Straßen bläst."

Die Haushälterin nahm die sorgfältig auf der Bettdecke vorbereiteten, sauber in weißes Papier eingeschlagenen Pakete der Reihe nach und ließ eins nach dem andern in den Tiefen des Koffers verschwinden. „Ja, der Herr Doktor hat's gut!" sagte sie seufzend.

„Mir scheint gar, Sie gönnen mir das bißchen Erholung nicht, Bettina!" lachte der Arzt.

„Aber ich hab' ja gar nichts gesagt!" rief die alte Frau entsetzt. „Der Herr Doktor braucht den Urlaub so notwendig! Den ganzen Sommer hat sich der Herr Doktor von Wien nicht weggerührt! Immer studiert und geschrieben, und geschrieben und wieder studiert. Ganz blaß ist der Herr Doktor geworden, daß es eine Schand' ist! Nur den Ort kann ich mir nicht merken, wo der Herr Doktor hinfährt."

„Nach Korfu. Das liegt noch eine ganze Tagereise hinter Triest."

„Hinter Triest! Und wieviel Dutzend Taschentücher soll ich einpacken?"

„Soviel Sie wollen. Haben Sie sich alles gemerkt, Bettina?"

„Der Herr Doktor können ganz beruhigt sein. Ich weiß schon alles."

„Wenn der Buchhändler das Paket schickt —"

„Übernehm' ich's und verlang' einen Erlagschein."

„Und wenn jemand nach meiner Adresse fragt?"

„Die find' ich auf dem Vormerkkalender."

„Ich schreib' Ihnen natürlich auch, Bettina."

„Ich möcht' recht schön darum bitten! Ansichtskarten mit viel Farben drauf, wenn der Herr Doktor daran denken."

„Ich mach' noch einen Sprung ins Kaffeehaus hinunter. Für zehn Uhr bestellen Sie mir das Auto. Da ist dann noch reichlich Zeit; bis zur Südbahn sind's ja höchstens zehn Minuten."

Gerade als Dr. Kircheisen seinen Hut aufsetzen wollte, schrillte im Vorzimmer die Glocke. Es gab ein heftiges, aufgeregt andauerndes Läuten, dann war wieder Stille.

„Wer wird denn das sein?" fragte Dr. Kircheisen.

„Wenn der Herr Doktor wollen, sind der Herr Doktor vor zehn Minuten abgereist . . ."

„Nein, gehen Sie nur nachschauen, wer es ist. Ich laß mich ohnehin auf keinen Fall aufhalten."

Die Haushälterin verschwand aus dem Zimmer. Dr. Kircheisen lauschte. Er hörte, wie die Gangtür geöffnet wurde und wieder ins Schloß fiel. Bettina begrüßte irgend jemanden. Eine Männerstimme ließ sich vernehmen, die Antwort gab. Er glaubte, seinen Namen verstanden zu haben, da stand Bettina auch schon im Türrahmen und meldete:

„Der Herr Architekt!"

Bevor sie auszuweichen vermochte, wurde sie von einem stürmisch eintretenden jungen Mann beiseite geschoben.

„Fritz . . . du?" fragte Dr. Kircheisen erstaunt. Er hatte mittags von seinem Freund Abschied genommen.

„Dieses verwünschte Telephon!" rief der andere. „Seit einer halben Stunde ruf' ich dich an; zehnmal hintereinander! Ich habe das Fräulein beleidigt und den Kontrolleur beflegelt. Alles umsonst! Keine Verbindung zu bekommen!"

„Das glaub' ich dir gern!" lachte der Arzt. „Ich mußte in aller Ruhe meine Reisevorbereitungen treffen können. Ich wollte beim Packen nicht gestört werden; deshalb habe ich das Telephon ausgehängt."

„Ein menschenfreundlicher Einfall! Gerade, wenn ich's einmal dringend hab', sind die Leut' telephonmüde."

„Was gibt es denn so Dringendes?"

„Du mußt sofort einen Krankenbesuch machen!"

„Ist das dein Ernst? In drei Stunden geht mein Zug. Und außerdem bin ich kein praktischer Arzt. Seit wann mach' ich denn Krankenbesuche? Du hättest zu einem der

fünftausend anderen Wiener Ärzte laufen sollen; ich bin die einzige falsche Adresse."

„Du bist die richtige Adresse! Du bist Toxikologe, und es handelt sich um eine Vergiftung, wahrscheinlich sogar um einen sehr schweren und dringenden Fall."

„In deiner Familie am Ende?"

„Nein. Baron Vogh hat sich an mich gewandt."

„Baron Vogh? Wer ist das?" fragte Dr. Kircheisen.

„Baron Vogh! Der bekannte Sportsmann, der berühmte Hochtourist. Von dem mußt du doch schon gehört haben!"

„Kann sein. Ich glaube mich zu erinnern."

„Ich hab ihm im vorigen Jahr seine Villa gebaut, in Hietzing draußen. Ich hab' dir doch damals die Pläne gezeigt."

„Ganz recht. Was ist dem Baron passiert?"

„Das weiß ich nicht. Er hat mich vor etwa einer halben Stunde telephonisch angerufen, sofort deinen Namen genannt und mich gebeten, dich augenblicklich zu verständigen. Er weiß offenbar, daß wir miteinander befreundet sind. Es scheint ihm sehr viel an deiner Intervention gelegen zu sein, und so hab' ich es übernommen, dich hinzuschicken."

In diesem Augenblicke ertönte im Nebenzimmer das Signal des Telephons, das Bettina inzwischen wieder instand gesetzt hatte. Dr. Kircheisen eilte hinüber und nahm die Hörmuschel ans Ohr.

„Guten Abend, Herr Baron! Hier Dr. Kircheisen," hörte ihn der Architekt sagen. „Gewiß! Mein Freund ist gerade bei mir. Nein — das nicht. Informiert bin ich noch gar nicht. Wollen Sie nicht vielleicht . . .? Eine knappe Andeutung zumindestens —! Sie haben mir ein Auto geschickt? Ausgezeichnet. Hoffentlich hat er rasch eins gefunden. Eine Vergiftung also —? Was für eine Art von Gift? Ja, ja, gewiß — ich komme, aber —"

„Jetzt hat er abgeläutet," sagte der Arzt ärgerlich. „Warum hat er mir nicht wenigstens einen Anhaltspunkt gegeben! Um was es sich eigentlich handelt, ob um einen Unfall oder um einen Selbstmordversuch, und vor allem um wen —"

„Vielleicht ist dem kleinen Mädel, seinem Töchterchen, etwas zugestoßen. Wahrscheinlich sogar, denn die Geschichte scheint ihm nahe zu gehen", meinte der Architekt.

„Jetzt muß ich doch noch einmal meinen Schreibtisch aufsperren!" klagte Dr. Kircheisen. „Bettina! Meine schwarze Handtasche."

Im Nu hatte er ein Bündel silberglänzender Nadeln, Scheren, Zangen, Pinzetten beisammen, ließ sie klirrend in das Innere der Tasche fallen, nahm dann mehrere Reagensgläser, schob sie in ein Futteral und versenkte auch dieses in die Ledertasche.

„So, jetzt kann das Auto kommen," erklärte er dann und sah auf die Uhr. „Er hat mir nämlich seinen Diener mit einem Auto hergeschickt. Viertelacht! Um zehn Uhr einundzwanzig geht mein Zug. Ich hab' nicht viel Hoffnung, ihn noch zu erreichen. Woher kennst du eigentlich den Baron?"

„Aus den Bergen. An einer sehr schlimmen Stelle auf der Planspitze-Nordwand hab' ich vor zwei Jahren seine Bekanntschaft gemacht. Die Sache war mir zu schwierig geworden, ich konnte nicht weiter, auch nicht zurück und war vollständig demoralisiert. Da kam er hinter mir, nahm mich ans Seil und brachte mich glücklich bis an den Ausstieg. Er hat mir zweifellos das Leben gerettet, damals. Ein Mensch, dessen Sehnen aus Nickelstahldraht sind, die Verkörperung von Energie und Kraft — er wird dir sicher imponieren. Er macht als Tourist die unglaublichsten Sachen. Seine Bekannten nennen ihn nie anders als den „tollen Baron"."

„Du bist doch selbst ein erstklassiger Tourist!" warf Dr. Kircheisen ein.

„Gegen den Baron Vogh ein Kind. überhaupt nicht zu vergleichen.

Wenn es dich interessiert, bring' ich dir einmal die Beschreibung irgendeiner seiner Erstbesteigungen mit. Ich bin ihm übrigens noch in anderer Richtung verpflichtet, er hat sich von mir seine Hietzinger Villa bauen lassen."

„Der Baron ist wohl sehr reich?"

„Geld spielt bei ihm kaum eine Rolle. Wenn du den Park sehen wirst . . . und das herrliche Treibhaus, das ich ihm gebaut hab' — es ist im Stil eines indischen Tempels gehalten. Dabei ist er höchstens drei Monate im Jahr in Wien; die ganze übrige Zeit auf Reisen. In Indien, in Südafrika, in den Kordilleren. Er ist erst vor etwa vierzehn Tagen aus England zurückgekommen, wo er den Sommer verbracht hat. — Was sollen die vielen Pakete da auf dem Tisch?"

„Das muß noch alles in meinen Koffer," gab der Arzt zur Antwort. „Das da sind fünfhundert Stück Briefpapier samt Kuvert; hier drin sind die Zigarrenspitzen, genau vierundachtzig Stück. Ich brauche täglich drei. Vier Wochen bleib' ich fort. 3 mal 28 gibt 84! Du mußt bedenken, daß ich auf eine einsam gelegene Insel fahre," setzte Dr. Kircheisen hinzu, als er seines Freundes erstauntes Gesicht sah.

„Du scheinst eine merkwürdige Vorstellung von Korfu zu haben," sagte der Architekt. „Da ist übrigens schon der Diener des Barons."

In das Zimmer war ein alter, kleiner, weißhaariger Mann getreten, an dessen Weste zwei Reihen silberner, glänzender Knöpfe saßen. Der Lakai verneigte sich.

„Sie kommen vom Baron Vogh?" fragte Dr. Kircheisen und schlüpfte rasch in seinen Mantel. „Ich weiß schon. Wir wollen keine Zeit verlieren. Sie erzählen mir alles im Wagen. Leb wohl, Fritz! Auf Wiedersehen! Wenn ich morgen noch hier bin, ruf' ich dich an."

Vor dem Hause stand ratternd und knatternd das Automobil. Der Chauffeur hatte die eine Hand am Hebel, die andere auf dem Volant und wartete auf das Signal, um loszufahren. Der Arzt sprang in den Wagen, der alte Diener folgte ihm nach.

„Sie sind der Kammerdiener des Barons?" fragte Dr. Kircheisen, als das Auto sich in Bewegung gesetzt hatte. Der Alte nickte und knöpfte seinen Mantel oben am Halse zu, da ihm der Wind in heftigen Stößen ins Gesicht fuhr.

„Sie wissen natürlich, um was es sich handelt," fragte der Arzt.

Der alte Diener hob wie beschwörend die beiden Hände.

„Erzählen Sie mir also, was eigentlich geschehen ist. Ganz kurz, oder auch ausführlich, wie Sie wollen," fuhr Dr. Kircheisen fort. „Ich weiß bis jetzt nur, daß es sich um eine Vergiftung handelt, sonst nichts. Also fangen Sie an!"

Der Lakai nahm plötzlich seinen Hut ab, so daß sein spärliches, weißes Haar, vom Winde bewegt, in dünnen Strähnen in die Höhe stob. Er hielt den abgegriffenen, schwarzen Schlapphut zwischen den beiden Händen und zerknüllte ihn aufgeregt mit den Fingern.

„Lieber, guter Herr Doktor! Nicht wahr, Sie werden meinem armen Herrn helfen?" jammerte er.

Der Arzt blickte eine kurze Weile auf die den Hut mißhandelnden, zitternden Finger des Alten. „Gewiß werde ich ihm helfen. Aber vor allem möchte ich doch wissen, was geschehen und wem etwas geschehen ist. Wohl dem Herrn Baron selbst?"

„Ein Unglück! Ja, Herr Doktor! Ein fürchterliches Unglück."

„Was für ein Unglück?"

„Wie ich's noch nie erlebt hab'. Und ich hab' viel erlebt, Herr Doktor, mit meinen neunundsechzig Jahren; das können Sie mir glauben!"

„Ich glaube Ihnen alles, was Sie wollen, aber statt eines Abrisses aus Ihrer Lebensgeschichte sollten Sie mir doch lieber diesen einen Fall erzählen."

„Wenn mir einer gesagt hätte, daß so etwas überhaupt möglich sein kann! Und gerade meinen Herrn muß das treffen, meinen guten Herrn Baron! Herr Doktor, einen besseren Herrn gibt es nicht, nirgends auf der ganzen Welt! Und die arme Baronesse! Das Unglück! Das Unglück!"

. . . Das eine weiß ich jetzt wenigstens, daß der Baron selbst der Patient ist, — vielleicht auch seine Tochter . . ., dachte der Arzt. . . . Mehr bring' ich aus dem Diener nicht heraus. Der alte Mann ist völlig verstört. Der Vorfall hat ihn anscheinend umgeworfen, es war mehr, als er ertragen konnte. Man muß allerdings auf etwas Ernstes schließen, wenn man die Fassungslosigkeit des Dieners sieht. Nun, lang' kann ja die Fahrt nicht mehr dauern, am Westbahnhof sind wir schon vorüber. Noch zehn Minuten Geduld, dann hab' ich Gewißheit . . . Der Arzt lehnte sich in seine Ecke und schloß die Augen. Der schmale Titelkupfer des Buches, in dem er während der letzten Tage gelesen hatte, tauchte in seiner Erinnerung auf. „Recherches botaniques sur les îles Joniennes", Paris 1897 stand dort in seinen Lettern, und darüber zeigte ein zart gestricheltes Bildchen

einen weit in's Meer hineinragenden Felsen, der von einem Kastell gekrönt war. In der Ferne schlug eine Turmuhr. Dem Arzt schien, als sause der Wagen jetzt mit erhöhter Geschwindigkeit dahin. .... Vielleicht erreiche ich doch noch den Nachtschnellzug ...„ dachte er. Er öffnete die Augen und beugte den Kopf hinaus. Der Wagen eilte durch eine breite, schnurgerade Allee. Mauern oder Gartengitter zu beiden Seiten des Weges, buntgemustertes Laub, das in mageren Büscheln darüber hing. Die gelblichgrünen Flammen der Straßenlaternen tauchten auf und verschwanden, eine nach der andern. Der alte Diener, der bis jetzt stumpf vor sich hinstarrend dagesessen war, erwachte plötzlich wieder zum Leben. Er richtete sich auf, sah angestrengt ins Dunkel hinaus und stieß den vor ihm sitzenden Chauffeur mit dem Finger in die Schulter. Der Wagen verlangsamte sein Tempo und hielt einen Augenblick später vor einem hohen Barockportal, zu dessen beiden Seiten ein zweimal mannshohes schmiedeeisernes Gitter die Straße entlang lief. Eine elektrische Bogenlampe verbreitete, vom Winde hin und her geschaukelt, ein gedämpftes Licht. Der Arzt nahm seine Instrumententasche an sich und verließ den Wagen. Ein Mann kam aus dem Garten, trat auf den Chauffeur zu und bemühte sich, die geforderte Münzenzahl aus der Geldbörse, die er in der Hand hielt, zusammenzuraffen.

Es war ein alter Herr, von ziemlich schlankem, hagerem Wuchs. Er steckte in einem Anzug von bräunlichem Homespun — dem Arzt fiel es auf, daß der Anzug viel zu weit geschnitten war; er schlotterte förmlich um die hagere Gestalt. Das Gesicht war sonnverbrannt, die Haut lederartig, vielfältig gefurcht und zerrissen. Sein Haar war stark ergraut und auffallend dicht, die Augen standen hellgrau und groß unter buschigen Brauen. Seine Finger zitterten unausgesetzt, während sie in den Fächern der Geldbörse suchten. Endlich hatte er die Geldstücke beisammen und händigte sie dem Chauffeur ein, der dankend an die Mütze griff, dann den Wagen mit einem Ruck herumwarf und davonsauste.

(Fortsetzung folgt.)

Das Löschblatt.

Skizze von **Liesbet Dill.**

Frau Erni hatte einen großen Kummer: Ihr Mann liebte sie nicht mehr. Er hatte es ihr zwar nicht gesagt; aber er bewies es, daß er eine andere Dame mit seiner Neigung beehrte. Irgend eine Frau hatte ihn bezaubert. Er schrieb ihr Abend für Abend lange Briefe. Ihre Mutter sagte: „Das tun sie manchmal, man muß sie gehen lassen!"

Ihre Freundin Anita riet zu sofortiger Scheidung, aber das wollte Frau Erni nicht. Sie hatte aus Liebe geheiratet.

Zu einem Anwalt gehen, wie ihr Vetter riet, wollte sie auch nicht. Sie fürchtete indiskrete Fragen, die bei dieser Angelegenheit unvermeidlich sind.

Ihre Tante sagte: „Stell ihn einfach, sag's ihm auf den Kopf zu!" Aber was sollte sie ihm sagen? In ihrem Ehevertrag war das Schreiben frei ... Sie konnte ja nicht wissen, was in diesen Briefen stand. Sie hatte nie einen gelesen. Sie wußte nicht, wie die Dame hieß, der er soviel Tinte und Papier opferte.

Es schien ihm wirklich großen Spaß zu machen, jeden Abend, statt mit ihr in die Anlagen zu gehen oder ins Theater oder sonstwohin, sich an den Schreibtisch zu setzen und stundenlang zu schreiben. Sie zerbrach sich den Kopf, was er alles da niederschrieb. An sie hatte er immer nur sehr kurze Briefe gerichtet, als sie noch verlobt waren. „Ich habe kein Talent zum Schreiben", sagte er. Aber er schien es doch zu haben, wenn's darauf ankam. Und das war ja das Traurige — es schien ihm darauf anzukommen. Ob er Antworten bekam oder nicht, wußte sie nicht. Ins Haus kamen sie jedenfalls nicht. Sie nahm die Morgenpost regelmäßig selbst in Empfang. Briefe von unbekannter Damenhand waren nie dabei.

Sicher ließ er sie sich aufs Amt kommen oder holte sie postlagernd ab. Als sie sich einmal erlaubte zu fragen, von wem eine Ansichtspostkarte sei, die, von einer unbekannten Hand beschrieben, an ihn gekommen war, fuhr er sie zornig an und verbat sich dergleichen Schnüffeleien. Von da ab ließ er seine Post nicht mehr ins Haus kommen.

Sonst hatte er sich ihr gegenüber kaum verändert, etwas fremder waren sie einander geworden, etwas kühler. Die unbekannte Briefschreiberin stand dazwischen. Aber, wie sollte man diesem Geheimnis auf die Spur kommen? Ohne indiskret zu sein und ohne Szenen zu machen, die er haßte? Es ging ganz friedlich bei ihnen zu, aber es war jemand zwischen sie getreten, und Frau Erni konnte nicht eher ruhig werden, bis sie wußte, wem er diese Briefe schrieb ...

Der Kummer machte sie unglücklich und unruhig, sie nahm an Gewicht ab, ohne daß sie sich kasteite. Dazu ist es gut, dachte sie, aber die Tatsache konnte sie auch nicht trösten. Es war ja gleichgültig, ob sie jetzt so schlank wurde, wie er sie sich immer gewünscht hatte. Er mochte dicke Frauen nicht leiden. Und sie hatte es nicht hindern können, daß sie, trotz aller häuslichen Arbeit, nach ihrem zweiten Jungen etwas rundlicher geworden war. Nach seiner Ansicht mußte eine Frau bis ins Matronenalter gertenschlank bleiben und ihr Haar in dichter Lockenfülle den Kopf umwogen, sie mußte immer heiter und elegant sein, aber — es durfte nichts kosten. Das hatte sie nicht fertig gebracht, ihr Haar war von Natur zwar weich, aber nicht wellig, zu „Naturwellen" reichte ihr Taschengeld nicht, und elegant sein kostet auch Geld. Und er hielt sie sehr knapp. Er hatte anscheinend jetzt eine Frau gefunden, die dieses Ideal verkörperte, und an diese schrieb er Abend für Abend lange Briefe. — —

„Liebes Kind", sagte ihre erfahrene Tante, die in Potsdam in einer Pension wohnte, drei Ehescheidungen durchgemacht hatte — schuldlos natürlich — und die mit vielen Damen nachmittags Krokett spielte, die ähnliche Schicksale durchkostet hatten, „so fängt es immer an. Du mußt dich entscheiden."

„Wozu entscheiden?" fragte die unglückliche, kleine Frau. „Ich liebe ihn doch und habe die Kinder, ich denke nicht an Scheidung. Ich will nur wissen, woran ich bin. Ich will wissen, an wen er die langen Briefe schreibt."

„Und wenn du das weißt?" fragte die erfahrene Tante.

„Das wird sich finden", sagte die junge Frau.

Am nächsten Morgen brachte ihr die Morgenpost ein Päckchen. Sie öffnete es ohne Neugierde, es enthielt lauter leere Löschblätter und kam von ihrer Tante aus Potsdam. Frau Erni sah die leeren weißen Blätter verständnislos an. Aber plötzlich kam ihr ein Gedanke. Sie ging zum Schreibtisch ihres Mannes, nahm seine Mappe heraus, entfernte das vollbeschriebene Löschblatt und legte ihm ein neues unter. Am Abend schrieb er seinen langen Brief darauf, am nächsten Morgen nahm sie das Papier fort und schob ein frisches darunter. Und im Spiegel las sie den Namen: „Irene ..." Sie hatte nur eine Freundin, die Irene hieß. Aber es gab viele Irenen in der Stadt ...

Auf dem nächsten Löschblatt stand: „Wartburgplatz 9 ..." Da wohnte sie, diese falsche Freundin. Nun machte Frau Erni es eine ganze Woche so, jeden Morgen ein frisches Löschblatt, jeden Abend schrieb der Ahnungslose seinen Brief darauf, erfreut über seine sorgliche Hausfrau und ihre Aufmerksamkeit. Und jeden Morgen las diese im Spiegel, was er ihrer falschen Freundin Irene schrieb. Sie erlebte alles mit, seine heiße Liebe zu ihr und seine Enttäuschung, wenn sie nicht gekommen war, sein Mißtrauen, daß sie ihn belog, und sie verfolgte seine Verabredungen mit ihr, ein Segelboot hatte Irene auch ... Der Sommer ging hin. Sie brauchte viele Löschblätter, aber als es Herbst war, änderte sich der Ton der Briefe. Er schrieb nicht mehr jeden Abend. Er schrieb nur hin und wieder und sehr kurz, und oft war das Löschblatt ganz leer. Er fuhr auch nicht mehr hinaus zum Segeln, er hatte angeblich keine Zeit, das Löschblatt lag wochenlang in seiner Mappe, ohne daß auch nur ein Buchstabe darauf zu sehen war. — —

„Wollen wir nicht mal wieder ausgehen?" fragte er eines Abends nach Tisch. Sie war sofort bereit und machte sich fertig. Als sie vor ihrem Mann stand in dem hübschen, einfachen, dunkelblauen Kleidchen, dem weißen Hütchen und dem blonden, schlicht frisierten Bubiköpfchen, sah er sie überrascht an. „Du hast dich verändert diesen Sommer", meinte er. Und mit einem wohlwollenden Blick fügte er hinzu: „Du bist schlanker geworden. Was hast du nur gemacht? Hast du ein Mittel gebraucht?"

Sie lächelte und schwieg. Jawohl, weiße Löschblätter, mein Herr! wollte sie sagen, aber sie verschluckte es: „Es ist mein Geheimnis . . ."

„Ein neues Rezept?" fragte er, als sie die Treppe hinunter gingen.

Sie lächelte fein. „Ein neues? Ach nein, ich glaube, es ist ganz alt . . . aber, es hat seine Wirkung getan."

Die Irrtümer großer Männer.

Von Euripides bis Bernard Shaw.

Von Leo Barth.

Irren ist menschlich. Es ist also nur natürlich, daß auch „große Männer", da sie ja auch nur Menschen sind, mitunter irren.

Die Geschichte weist zahlreiche Beispiele auf, daß große Männer trotz ihrer besten Überzeugung sich irrten. Hierbei denke ich an Staatsmänner und Politiker, denn diese sehen trotz all ihrer „Objektivität" doch alles nur subjektiv. Aber sehr oft geschah es, daß Wissenschaftler von Rang und gottbegnadete Künstler sich irrten. Mitunter erlebte sogar die Menschheit das traurige Schauspiel, daß sich ganze Zeitalter irrten. Wieviel große Menschen starben verkannt! Erst späteren Geschlechtern blieb es vorbehalten, ihren Ruhm erstrahlen zu lassen. Wieviele Zeitgenossen wurden wiederum von ihrer Zeit für Geistesheroen gehalten und entpuppten sich erst später als ganz unbedeutende Menschen!

So war es schon in alten Zeiten. Aischylos ist zweifellos neben Sophokles der größte Dramatiker des Altertums. Sein berühmter Kollege Euripides war jedoch anderer Meinung. Nach seinem Urteil war Aischylos ein Mann mit einem großen Mund, ohne jeden inneren Wert. Aristophanes, der größte Komödienschreiber des Altertums, behauptete wiederum, daß Euripides ein ganz gewöhnliches Marktweib sei, das nur zu schreien verstünde.

Auch Sokrates, dem großen Philisophen, erging es nicht besser. Ihn hat Aristophanes für einen Hochstapler ganz großen Formats gehalten, der die Bürger allerlei Schliche lehrte, damit sie mit diesem Wissen ihre Prozesse gewinnen. Sokrates hatte einmal drei Tage und drei Nächte darüber nachgedacht, wie es möglich sei, daß die mächtigen Götter ein solch verfaultes, leeres Etwas wie die Dichtung erschaffen konnten. Der „göttliche" Plato wiederum schrieb ein Buch über einen Phantasiestaat, aus welchem er die Künstler und Dichter ausschloß, da diese nur die bürgerliche Gesellschaft gefährden.

Nicht nur im Altertum, auch in späteren Jahrhunderten gaben große Männer solche ganz falschen Werturteile ab. Im Zeitalter der englischen Renaissance spielte man tagtäglich die Stücke eines Dramatikers namens Shakespeare. Die Dramen sahen sich auch viele große Geister der damaligen Zeit an, darunter Lord Bacon, der große Kanzler, einer der größten Denker der Menschheit. Aber weder er noch die übrigen erkannten die Größe Shakespeares an. Ja selbst Lord Byron, der größte englische Dichter des 19. Jahrhunderts, gab über Shakespeare ein sehr abfälliges Werturteil ab. Er hielt den englischen Dichter Poppe (einen leeren Formkünstler) für einen viel größeren Geist als Shakespeare. Er erklärte sogar, daß er sicher sei, daß die Nachwelt ihm recht geben werde. Voltaire bezeichnete Shakespeare als einen betrunkenen Bauern.

Friedrich der Große schrieb einmal ein Essai über die deutsche Literatur, in welchem er Klage darüber führt, daß in Deutschland der Barbar Shakespeare in großen Ehren steht. Er war auch mit Goethes „Götz" nicht zufrieden, da dieses Werk nur eine Nachahmung Shakespeares sei.

Mitunter irrte auch Goethe. So sprach er sehr geringschätzig über Heinrich Heine. Und der größte ungarische Dichter Alexander Petöfi, der im Jahre 1848 seine Triumphe feierte, zog wiederum gegen Goethe zu Felde. Er war der Meinung, daß Goethe kein Dichter sei, und daß ihn spätere Zeiten von der stolzen Höhe des Olymps wieder auf die Erde befördern würden. Petöfi hielt Goethe für einen Scharlatan. Dagegen schwärmte er für den Franzosen Beranger und erklärte, daß dieser der größte Dichter der Welt sei.

Auch Tolstoi war auf Goethe nicht gut zu sprechen. Als ihn jemand nach seiner Meinung über Goethe befragte, antwortete er: „Goethe! Dieser Mann ist ein großer Niemand. Sein Ruf ist größer als sein Können. Auch meine Zeitgenossen werden bald zu diesem Urteil gelangen."

Nietzsche, einer der genialsten Denker seiner Zeit, hielt Plato für einen leeren Schwätzer und den großen Pessimisten Schopenhauer für einen Sophisten, dem die Philosophie nur dazu gut ist, daß er Gift speien könne. „Es ist doch ganz unmöglich", erklärte er, „einen Pessimisten, der auch Flöte spielt, ernst zu nehmen." Ibsen erhielt von Nietzsche den ehrenden Beinamen „eine typische Jungfrau".

Knut Hamsun schätzt Tolstoi sehr wenig. Im Freundeskreise äußerte er sich einmal: „Die Kreuzersonate lasse ich mir noch gefallen, aber Tolstois andere Werke sind unter aller Kritik. Sie versuchen, Wahrheiten zu beweisen, aber dieser Wahrheitsbeweis gelingt ihnen nur sehr selten."

Eine andere literarische Größe unserer Zeit, H. G. Wells, spricht nicht nur über Homer und Dante ganz geringschätzig, sondern hat auch bissige Bemerkungen für Goethe übrig. Dasselbe tut auch Bernard Shaw. Er macht es aber wenigstens in witziger Form, wenn auch die Witze oft schlecht sind. Er ist der Meinung, daß es auf der Welt außer Bernard Shaw nur noch einen einzigen großen Schriftsteller gebe und dieser heißt — G. B. S.

Aus diesen Beispielen geht hervor, daß man die großen Dichter lesen muß, ja lesen soll, aber ihre Werturteile über ihre Kollegen nicht immer ernst zu nehmen braucht. Sie irren sich ja eben darum, weil sie ganz groß sind, weil sie ganz einseitig nur ihre Richtung sehen. Das Genie, das alles objektiv sieht — ist noch nicht geboren!



Sind Affen musikalisch?

Die Aufnahmen zu einem Tonfilm, in dem nicht weniger als 60 Affen verschiedenster Arten mitwirkten, benutzte man kürzlich in Paris zu interessanten Versuchen, welche die Frage nach dem musikalischen Empfinden dieser Tiere dartun sollten. Die Affen wurden drei verschiedenen Arten von Musik ausgesetzt, die Wirkungen waren in allen Fällen einigermaßen verblüffend. Während ein munterer Jazz mit philosophischer Ruhe aufgenommen wurde, übte ein getragener Trauerchor keinerlei melancholischen Einfluß aus, und auf ein feierliches Kantate antworteten die Vierhänder nur mit possierlichen Grimassen. Zusammenfassend läßt sich sagen, daß die musikalischen Bemühungen des Orchesters die Affen im ganzen durchaus kalt ließen, so daß man ihnen das Verständnis für die Macht der Töne offensichtlich absprechen muß. Etwas anderes hätte man auch wohl kaum erwarten können. Derartige Versuche haben mit der Wissenschaft doch nichts zu tun. Die Hauptsache war offenbar die Reklame für den Tonfilm.

*

*** Die älteste Skulptur der Menschheit.** In Mittelrußland, im Gouvernement Tambow, bei dem Dorfe Gagarino wurde dieser Tage durch die Expedition der Akademie der Wissenschaften eine Wohnstätte der paläologischen Menschen entdeckt. Unter den vielen interessanten Funden an dieser Stelle wurden fünf kleine Statuen aus Mammutknochen gefunden, die die Arbeit eines Künstlers darstellen, der unmittelbar nach der Eiszeit in dieser Gegend ansässig war. Die Skulpturen haben somit ein Alter von etwa 25 000 Jahren. Außer diesen Funden hat man hier Arbeitsgegenstände aus Stein und Mammutknochen entdeckt, aber auch zahlreiche Knochen der Tiere, die in derselben Periode gelebt haben. Die Wohnstätten sind von der Gros-Magnonrasse angelegt, die in jener Zeit Osteuropa bevölkert hat. Es dürfte noch von Interesse sein, auf die Tatsache hinzuweisen, daß bis jetzt noch nie an einer und derselben Stelle mehrere Statuetten gleicher Art aus den Anfangszeiten des europäischen Menschen gefunden worden sind. Die Gros-Magnonrasse bevölkerte später, wie die Spuren beweisen, teilweise Mitteleuropa und Südfrankreich.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg